

Sitzungsberichte
der
philosophisch-philologischen und
historischen Classe
der
k. b. Akademie der Wissenschaften
zu München.

Jahrgang 1890.

Zweiter Band.

München
Verlag der K. Akademie
1891.

In Commission bei G. Franz.

Herr Heigel hielt einen Vortrag:

„Neue Beiträge zur Charakteristik Kaiser Leopolds I.“

Erst in jüngster Zeit hat sich die Forschung angelegentlicher einer sogenannten „undankbaren“ Periode deutscher Geschichte, der Regierung Kaiser Leopolds I., zugewendet, und wir besitzen jetzt eine Anzahl trefflicher Monographien über jene Jahre, in welchen zum österreichischen Einheitstaat, zugleich aber durch Anschwellung mit nicht deutschem Gebiet zur Trennung Oesterreichs von Deutschland der Grund gelegt wurde. Allein auch diese neueren Arbeiten beschäftigen sich mehr mit der Entwicklung der politischen Zustände oder mit dem Leben und Wirken einzelner hervorragender Feldherren und Staatsmänner; der Kaiser selbst tritt nur selten in den Vordergrund, indem gelegentlich das Urteil des einen oder anderen Zeitgenossen über den Träger der Krone erwähnt wird.

Gerade diese Urteile gehen aber weit auseinander.

Ueberraschend günstig lauten im allgemeinen die Berichte der venetianischen Botschafter über Leopold, zumal aus jenen Jahren, da die Politik der Inselstadt mit der kaiserlichen rückhaltlos Hand in Hand ging. Etwas kühler lauten dieselben, seit sich die Beziehungen zwischen Wien und Venedig gelockert hatten. Abgesehen von der äusseren Beeinflussung ist jedoch die Zuverlässigkeit der Veneti

schon deshalb nicht über jeden Zweifel erhaben, weil die Gesandten bei ihrer „Spezialität“, der Zeichnung von Charakterporträts, über der Feinheit und Sauberkeit der Ausführung nicht selten die Treue vernachlässigten. Während Leopold in den Depeschen der Battista Nani, Giovanni Sagreda, Molin aus den Jahren 1658 bis 1670 als Typus eines tadellosen Regenten erscheint ¹⁾, werden in den späteren Berichten die Unselbständigkeit, die Lässigkeit, die Schlawheit des Fürsten bitter gerügt. ²⁾

Wie grell sticht von den gleichzeitigen Schilderungen der Venetianer das Urteil ab, das der Franzose Grammont über den jungen Leopold in den Tagen der Kaiserwahl zu Frankfurt fällt. Ein milder, guter, aber herzlich ungebildeter Herr, dem es gänzlich an wissenschaftlichen und sprachlichen Kenntnissen gebricht, dessen einziges Vergnügen darin besteht, traurige Melodien zu komponieren und Kegel

1) Die Relationen der Botschafter Venedigs über Deutschland und Oesterreich im 17. Jahrhundert, her. v. Fiedler; *Fontes rerum Austriacarum*, 27. tom., 5, 31. Nani versichert, der junge Leopold erinnere in Vielem an Karl V., und die Hoffnung, dass Leopold durch Vermählung mit der spanischen Infantin zur Kaiserwürde auch den Titel eines Königs von Spanien fügen werde, leihe dem Vergleich noch höhere Berechtigung. Sagreda rühmt insbesondere die seltene Sittenreinheit des jungen Fürsten: „tal innocenza e purità de costumi, che se sarebbe in un privato esemplare, risce meravigliosa in un Principe, che può farsi legge della sua volontà“.

2) So sagt Marino Giorgi (1671) (Fiedler, 127) von Leopold: „E gratiato dal cielo d'ottime doti; li scuopre capacità e intelligenza, riesce prudente, pio, Religioso, di costum' innocenti, di vita esemplare, di coscienza illibata, d'intentione rettilissima. Li pensieri sono placidi, l'inclinazione soave. Li manca vigore nel commando, franchezza nelle risoluzioni, ardore nell' eseguirle, et ardire nell' applicarsi ad operationi magnanime, et cospicue; Scatae riscono li difetti da spirito destituito d'educatione generosa, non addata alle Corone et alli scetri; Destinato fu in vita di Ferdinando quarto, fratello Primogenito, alle Mitre et alle Chiese.“ Zuanne Morosini

zu schieben!¹⁾ Günstiger äussert sich Marschall Villars, der 1698 nach Wien kam. Leopold sei ein Fürst von Geist, Redlichkeit, Religiosität und Arbeitseifer; man könne an ihm nur aussetzen, dass er allzu misstrauisch gegen sich und Andere sei und sich allzu bequem auf das Wohlwollen und die Wunderkraft der Vorsehung verlasse.²⁾ Den nämlichen Vorwurf erhebt auch Esaias Pufendorf³⁾, der von 1671 bis 1674 als Gesandter Schwedens am kaiserlichen Hofe weilte. „In Resolutionen von Wichtigkeit etwas langsam und circumspect“, stehe er „fest bei dem, was er einmal gefasset“, im allgemeinen sei er „ein von Gott mit guten, gesunden Verstandes- und Gemüthsgaben gezierter Herr.“ Während aber Villars ausdrücklich den unermüdlichen Fleiss des Habsburgers rühmt, meint Pufendorf, derselbe komme „mehr aus Gewohnheit her, und dass er persuadirt ist, es müsste also sein, als dass er so sonderliche Lust zu den Affairen haben sollte, denn von Natur liebt er die Ruhe und Divertissements, als da sind fürnehmlich die Jagd und Musik.“ Auch die von

(1674) (Fiedler, 144) erklärt, der Kaiser sei ein Regent von herrlichen Talenten und treuestem Pflächteifer, nur sei er allzu abhängig von den Jesuiten. Francesco Michiele (1678) (Fiedler, 167) versichert, Leopold hätte nach seinen natürlichen Anlagen ein ebenso thatkräftiger, wie geistvoller Regent werden können, wenn nicht die Gaben der Natur durch die jesuitische Erziehung gewaltsam unterdrückt worden wären.

1) Mémoires du maréchal de Grammont; Petitot, collection des mémoires, II. serie, 57. tom., 21. — Bei einzelnen Behauptungen liegt die Unrichtigkeit auf der Hand, z. B. wenn er versichert: „Il ne savoit pas un mot de l'espagnole, ce qui ne laissait pas d'être bizarre par plus d'une raison“.

2) Villars d'après sa correspondance et des documents inédits par le Marquis de Vogué, I, 87.

3) Esaias Pufendorf's, k. schwedischen Gesandten in Wien, Bericht über Kaiser Leopold, seinen Hof und die österreichische Politik von 1671—74, her. v. K. G. Helbig, 58.

Villars und den Venetianern gerühmte Religiosität will der Protestant Pufendorf nicht anerkennen; das sei nur „äusserliche Devotion und strenge Observanz der Kirchengebräuche.“ Ja, sogar die Verantwortung für die harte Bedrückung der Protestanten in Oesterreich treffe nur den Fanatismus des Kaisers, der sich im Gewissen verpflichtet fühle, die verirrtten Unterthanen in den Schoos der wahren Kirche zurückzuführen, und darin von den Jesuiten, „als woraus er von Jugend auf seine Préceptores und Beichtväter gehabt,“ bestärkt werde.¹⁾

Dagegen entwirft wieder ein überaus günstiges Charakterbild der Franzose Casimir Freschot, der im letzten Lebensjahr des Kaisers Aufzeichnungen intimer Natur über den Wiener Hof anonym veröffentlichte;²⁾ allerdings ist unter dem überschwänglichen Lob auch einiger Tadel versteckt. Leopold sei „der beste Fürst der Welt“; seine bewunderungswürdige Frömmigkeit habe den Himmel immer wieder in der Stunde äusserster Bedrängnis gezwungen, durch ein Wunder Hilfe zu bringen. Freilich fehle es nicht an Kritikern, die den Kaiser lieber mit Regierungsarbeiten, als mit frommen Uebungen beschäftigt sähen, aber gerade ein Fürst könne in der Frömmigkeit und Andacht wohl niemals zu weit gehen. Auch des Kaisers Freigebigkeit gegen die Armen kenne keine Grenzen; er gehe niemals aus, ohne einige

1) Dies ist nicht richtig; gerade derjenige Beichtvater, der am längsten des Kaisers Vertrauen genoss, Pater Emerich, war Mitglied des Kapuzinerordens und ein Feind der Jesuiten (A. Wolf, Fürst Lobkowitz, 215).

2) *Mémoires de la cour de Vienne contenant les remarques d'un voyageur sur l'état présent de cette cour et sur ses intérêts* (Cologne 1705), 99 p. (cfr. Barbier, Anonymes, VI, 199). — Die „Relation von dem kayserl. Hofe zu Wien, aufgesetzt von einem Reisenden im Jahre 1704 (Cölln 1705) ist nur eine Uebersetzung von Freschot's *Mémoires*.

Rollen mit Dukaten bei sich zu führen, die er an die sich herandrängenden Bettler verschenke; freilich sei zu beklagen, dass in Wien die verschämten Armen darben, während den Zudringlichen mit vollen Händen gespendet werde. Der Kaiser sei auch nicht bloss ein guter, sondern ein rastlos thätiger Fürst; er habe die Fähigkeit und die Kraft, sein eigener Staatsrat und sein eigener Premierminister zu sein.¹⁾ Wenn also die Frage aufgeworfen werde, wie es unter einem so wohl gesinnten, unterrichteten, pflichttreuen Regenten möglich sei, dass das Land so mangelhaft verwaltet, das Volk so wenig glücklich sei, so müsse die Antwort lauten: die Schuld liegt an den unfähigen Dienern, die den Fürsten umgeben, die zwar immer viel Beratung pflegen und Beschlüsse fassen, aber nichts zur Ausführung bringen und die Staatsgelder nur zu Bestreitung des eigenen Wohllebens verschwenden.²⁾

Im Gegensatz zu diesem Urteil spendet der Franzose de la Faille gerade der Staatsklugheit und dem Pflichteifer der Leute des Kaisers hohes Lob,³⁾ und nicht minder vorteilhaft äussert sich General Chavagnac über den Wiener Hof.⁴⁾

Die Lobsprüche der vom Kaiser selbst aufgestellten Historiographen, die hofische Chronik des Gualdo Priorato,⁵⁾ das im

1) L. c., 147.

2) L. c., 154.

3) Le Portefeuille de Mr. L. D. F. (Cologne, 1695) (L. de la Faille, auteur des Annales de Toulouse; Barbier, VI, 955) 13. Vgl. Rinck, Leopolds des Gr. Leben u. Thaten, 249.

4) Mémoires de Gaspard comte de Chavagnac, maréchal de camp dans les armées du Roy, général de l'artillerie, sergent de bataille de celles de Sa Majesté Catholique, et lieutenant-général des troupes de l'Empereur et son Ambassadeur en Pologne (Amsterdam 1700) 296, 298, 326 etc. Vgl. Rinck, 237, 248.

5) Gualdo Priorato, Historia di Leopoldo I (Vienna, 1670). Der dritte, der Kaiserin Claudia gewidmete Band der Biographie des „non

Allgemeinen sehr tüchtige Buch des Jesuitenpaters Wagner,¹⁾ der Panegyrikus des Giovanni Commazzi,²⁾ das „zu mehrer Grossschätzung des Kayzers“ verfasste biographische Werk des Wiener Professors Schenckel³⁾ sind natürlich nicht hoch anzuschlagen. Von den ausserhalb Oesterreich von deutschen Zeitgenossen geschriebenen Biographien rührt die bekannteste von dem Altdorfer Professor Eucharius Gottlieb Rinck her, der jedoch als treuer Anhänger des Habsburgischen Kaiserhauses in der Hauptsache nur mit pathetischem Wortschwall wiedergiebt, was er aus den *Mémoires de la cour de Vienne* geschöpft hat.⁴⁾ In weniger freundlicher Beleuchtung erscheint der Kaiser in der Biographie eines englischen Anonymus, die der Leipziger Professor Mencke seiner Biographie Leopolds, einer herzlich schwachen Leistung, zu Grunde gelegt hat.⁵⁾

Wenn die Zeitgenossen so abweichende Urteile vernehmen

meno giusto, clemente e pio, che invitto, glorioso e fortunato cesare“ reicht bis zum Jahre 1670; bis zum Jahre 1676 die *Continuazione dell' Historia di Leopoldo cesare* (Vienna 1676).

1) P. Wagner, *Historia Leopoldi Magni imperatoris* (Vienna 1719).

2) Giov. Batt. Commazzi, *Istoria di Leopoldo Primo imperadore de Romano* (Vienna 1690). Es erschien davon auch eine deutsche Bearbeitung: *Immer grünender Kayserlicher Lorbeerkrantz oder grundrichtige Erzählung der fürtrefflichsten Staatsverrichtungen und gloriwürdigsten Heldenthaten des ietzo regierenden unüberwindlichsten Römischen Kayzers Leopold des Grossen* (Augsburg 1690).

3) J. A. Schenckhelius, *Vollständiges Lebensdiarium dess etc. Kayzers Leopoldi I. des Grossen* (Wien 1702).

4) Leopolds des Grossen wunderwürdiges Leben und Thaten (Köln 1713).

5) Das englische Original: *Life of Leopold, emperor of Germany*, war mir nicht zugänglich. Dass ihm dieses Werk, sowie dasjenige eines anonymen Spaniers (er meint wohl „*Admirables efectos de la Providencia sucedidos en la vida è imperio de Leopoldo primero invictissimo emperador de Romanos, con licencia de los Superiores p. D. M. G. P.*“) „wohl zu statten gekommen“, erklärt J. B. Mencke, *Leben und Thaten Sr. Majestät des röm. Kayzers Leopold des ersten*, in der Vorrede.

lassen, kann es nicht überraschen, in den späteren Schilderungen den schroffsten Widersprüchen zu begegnen. Gfrörer,¹⁾ Onno Klopp,²⁾ Baumstarck,³⁾ Walewsky⁴⁾ feiern den ergebenen Sohn der Kirche, der willig das weltliche Interesse höheren Pflichten unterordnete und das Wohl und die Ausbreitung der Kirche über Alles stellte. Dagegen wird von Droysen⁵⁾ Noorden,⁶⁾ Gaedecke⁷⁾ und andren norddeutschen

1) Gfrörer, Geschichte des 18. Jahrhunderts, I, 304, macht die richtige Bemerkung, dass es schon als grosses Verdienst zu schätzen sei, Männer, wie Karl v. Lothringen, Montecuculi, Rüdiger und Guido Stahremberg, Prinz Eugen u. A. an die richtigen Plätze gestellt zu haben. „Ich kann daher dem verdammenden Urteil beinahe aller Neueren nicht beistimmen, welche Leopold für einen Schwächling erklären; ein guter Grundstock muss in seinem Geiste gewesen sein, dass er solche Männer herauszufinden, festzuhalten und eng an Oesterreich zu fesseln wusste“.

2) Onno Klopp, der Fall des Hauses Stuart, I, 90.

3) Baumstarck, Kaiser Leopold I., 208 ff.

4) Walewsky, Geschichte der hl. Ligne und Leopolds I., I, 176 ff.

5) Droysen, Geschichte der preussischen Politik, III, 3, 235. „Ein müder, bleicher Herr, halb lahm in den Schenkeln, schwankenden Ganges etc.“ Bekannt ist, welch abschreckendes Bild Droysen (III, 3, 610 ff.) von der kaiserlichen Politik entwirft.

6) Noorden nennt im 1. Band der Europäischen Geschichte (150 etc.) den Kaiser „mit Geistesgaben nur mässig ausgestattet, langsam, argwöhnisch und abergläubisch von Natur,“ gänzlich abhängig vom Beichtvater, jeder Geistesanspannung abhold, lässig in den dringlichsten Angelegenheiten, nur auf rettende „Mirakel“ vertrauend etc. Nach Benützung des Wiener Staatsarchivs fällt er im 2. Band (126 etc.) ein etwas günstigeres Urteil; er meint, die Gesandten der seemächtlichen Höfe, deren Berichte ihm früher ausschliesslich vorlagen, hätten mit Vorliebe Schwarz in Schwarz gemalt, und die höheren Kreise der österreichischen Beamtenwelt hätten häufig mit gehässiger Censur des Leopoldinischen Regiments die eigene Pflichtvergessenheit zu bemänteln gesucht; trotzdem dürfe auch „der schonendste Richter nicht leugnen, dass an die Fülle staatsmännischer Aufgaben, die im Laufe des letzten Menschenalters gerade den österreichischen Staatslenkern zugewachsen, weder die Auffassungsgabe, noch die Thatkraft des gealterten Kaisers herangereicht“.

7) Gaedecke, die Politik Oesterreichs in der spanischen Erbfolge-

Historikern über Leopold nur in mehr oder weniger gering-schätziger Weise gesprochen. Gegen solche Darstellung liesse sich einwenden, dass für das Regiment des Habsburgers absichtlich dunkle Farben gewählt wurden, damit sich vom düsteren Hintergrunde um so leuchtender die jugendliche Entwicklung des brandenburgischen Staatslebens abhebe. Allein auch die Beurteilung von Seite österreichischer Forscher, Krones,¹⁾ Wolf,²⁾ Scheichl³⁾ u. A. lautet nichts weniger als schmeichelhaft. Hinwieder zollt Arneth, hauptsächlich auf die Venetianer sich stützend, den Eigenschaften des Geistes, wie des Herzens Kaiser Leopolds hohes Lob.⁴⁾

frage, II, 55: „Kaiser Leopold ist sehr verschieden und meist zu günstig beurtheilt worden etc.“

1) Krones, Grundriss der österreichischen Geschichte, 584: „Leopold war ein friedlicher, schwerfälliger, körperlich und geistig schwach begabter, aber rechtschaffener, zäher und von dynastischer Machtvollkommenheit erfüllter Herrscher.“ In der Geschichte Oesterreichs, III, 564 etc., erkennt der nämliche Verfasser die strenge, sittliche Ueberzeugung, den unbestechlichen Rechtssinn, die Achtung vor der Wissenschaft und das richtige Hoheitsgefühl des Kaisers an, beklagt aber dessen melancholisches Temperament, pedantische Förmlichkeit, schwerfällige Unsicherheit und Vertrauensseligkeit, angeborene Scheu vor grossen Unternehmungen etc.

2) Wolf, Fürst Wenzel Lobkowitz, 206. „Er war ein starker, gesunder, rüstiger Mann, aber die Scheu und Schüchternheit seiner Jugend war ihm geblieben. Die jesuitischen Beichtväter und Erzieher hatten dafür gesorgt, dass er nicht sobald selbständig werde... Die frische Freudigkeit des Lebens hat Leopold weder früher noch später empfunden. Er war immer ernst, düster, verschlossen, liebte ein zurückgezogenes Leben“

3) Scheichl, Leopold I. und die österreichische Politik während des Devolutionskrieges, 10: „Nach allem, was über Leopolds Fähigkeiten und Charaktereigenschaften bekannt ist, hatte er, obwohl ihn seine Schmeichler den Grossen zu nennen pflegten, sozusagen seinen Beruf verfehlt. Wäre er nicht auf der Menschheit Höhen geboren worden, er hätte einen vortrefflichen Musiker abgegeben . . .“

4) Arneth, Prinz Eugen von Savoyen, I, 11, 132, 189, 193 ff.

Angesichts dieser Gegensätze stieg in mir gelegentlich meiner Studien zur Geschichte Kaiser Leopolds der Wunsch auf, Quellen ausfindig zu machen, welche möglichst zuverlässige Aufschlüsse über den Charakter des Kaisers böten, also vor Allem Briefe des Kaisers und an den Kaiser, welche vertraulichen Einblick in dessen Wesen gestatteten.

Die Ausbeute aus gedruckten Briefen ist gering. Nur aus der Korrespondenz Leopolds mit dem Hofbibliothekar Lambecius hat Karajan dankenswerte Mitteilungen geboten,¹⁾ und jüngst hat Krones Nachricht gegeben von eigenhändigen Briefen Leopolds an den Ajo und späteren Premierminister Grafen Portia.²⁾

Ich wandte mich also an das Wiener Staatsarchiv, und da klopft man nie vergeblich an. Nachdem ich auseinander-gesetzt, worauf es mir besonders ankäme, wurden mir einige Bände zur Verfügung gestellt, in welchen ich zu meiner Befriedigung alles Gewünschte vereinigt fand.³⁾

Es ist die Korrespondenz des Kaisers mit dem Grafen Franz Eusebius Poetting, kaiserlichen Gesandten in Madrid aus den Jahren 1662 bis 1674, in welcher die eigenhändig geschriebenen Briefe des Kaisers nicht weniger als fünf Folio-bände füllen.⁴⁾ Bekanntlich zählt Kaiser Leopolds Hand-

1) Karajan, Kaiser Leopold I. u. Peter Lambeck (1868).

2) Krones in der allgem. deutschen Biographie, 26. Bd., 450.

3) Dem verehrten Vorstand und den Beamten, insbesondere Herrn Staatsarchivar Dr. Winter, sei hiermit wärmster Dank ausgesprochen, desgleichen meinem Kollegen, Herrn Dr. Przibram, der auf das Zu-vorkommendste meine Arbeit unterstützte. Möge Przibram, wie er mündlich in Aussicht stellte, recht bald zu Herausgabe der Pötting'schen Korrespondenz Musse und Gelegenheit finden.

4) Die Korrespondenz umfasst 24 Bände, welche in die Faszikel 33—38 der Abteilung „Grosse Correspondenz“ verteilt sind.

Bd. 1—5 (Fasz. 33): Leopold an Poetting, Originale, 1662—1674;

Bd. 6—10 (Fasz. 34): Leopold an Poetting, Abschriften, 1668—1674;

schrift zu den greulichsten Denkmälern der Schriftenkunde. Da ich nur eine Spanne Zeit auf die Benützung des Archivs verwenden konnte, war es mir zwiefach willkommen, dass von den meisten Briefen für den Empfänger gefertigte Abschriften vorhanden sind. Eine andere Schwierigkeit bietet die Chiffrierung zahlreicher Stellen in den Briefen des Kaisers; es war mir wegen Zeitmangels nicht möglich, einen Schlüssel auszuziehen; da jedoch für ein Schreiben des Kaisers vom 24. September 1670 und für ein weiteres vom 16. November 1672 eine Auflösung, vermutlich von Poettings Hand, beiliegt, liessen sich wenigstens die am häufigsten wiederkehrenden Namenschiffen ausfindig machen. Für dasjenige, was mich zunächst interessierte, für die Mitteilungen über die Lebensweise und die Erlebnisse des Kaisers sind glücklicherweise ohnehin keine Chiffren verwendet.

Franz Eusebius Graf Poetting wurde 1663 zum Gesandten in Madrid ernannt.¹⁾ Von seiner Begabung zum Diplomaten geben die etwas verworrenen Berichte an den Wiener

Bd. 11—12 (Fasz. 35): Diarien Poettings, 1664—1674;

Bd. 13—20 (Fasz. 36—37): Poetting an Leopold, Concepte, 1663—1672;

Bd. 21—24 (Fasz. 38): Poetting an Leopold, Abschriften, 1663—1674. Die meisten der solid in Schweinsleder gehefteten Bände tragen auf der Aussenseite der Vorderdecke den Reichsadler, in dessen Brustschild sich das Porträt Leopolds befindet; nahe dem unteren Rande ist das Wappen Poetting's angebracht. Band 6 u. 7 sind einfache Pappbände.

1) Die Poetting sind ein altes österreichisches Geschlecht, dessen gleichnamige Stammburg bei Murstätten lag. Alban v. P. wurde von Karl IV. zum Reichsritter geschlagen. Der Freiherrnstand kam 1609 durch Urban v. P., des deutschen Ordens Comthur, kaiserlichen Kämmerer und Hofrat, in die Familie, 1636 die Grafenwürde. Franz Eusebius wurde 1649 zum böhmischen Vicekanzler ernannt; 1652 wurde die Familie durch Indigenatsdiplom für Böhmen zum Besitz der Herrschaften und Güter Rumburg, Miroschowitz, Miltshin etc. berechtigt.

Hof nicht gerade glänzendes Zeugnis. Der einflussreichste Minister am Wiener Hofe, Fürst Lobkowitz, der von Poetting als erleuchteter Staatsmann, als ein wahres Muster gefeiert wird, war Gönner und Meister des Diplomaten.¹⁾ Nachdem sich dieser lange vergeblich um ein einträglicheres Hofamt beworben hatte, wurde er 1671 zum Hofmarschall des kaiserlichen Hofes ernannt, durfte aber erst zwei Jahre später seinen Posten in Madrid an Graf Ferdinand Harrach abgeben.

Graf Poetting stand, wie aus den Briefen selbst ersichtlich wird, bei seinem Gebieter, dessen Jugendgespieler er gewesen war, in hoher Gunst. Die Worte, die der Kaiser dem Verhältnis zu seinem Gesandten widmet, sind ehrenvoll für Herr und Diener. Als Poetting einfließen liess, er glaube sich von kaiserlicher Ungnade bedroht, schrieb Leopold (6. Jänner 1667): „Ich sehe aus dem letzten (Schreiben), dass ihr vermeint, als wan ich mit euern Diensten nicht zufrieden wäre; mein Graff, macht euch in disem gantz keine Sorgen, dan ich bin gar wohl mit eurem Fleiss zufrieden, erkenne eure Dienste, werde noch würcklich selbe effective erkennen, und glaubet fest und sicher, dass das Refran: Aus den Augen, aus dem Sinn, bey mir gantz nicht statt hat, es mögen andere sagen und schreiben, wass sie wollen. Fahrt also forth und berichtet alles fein und fleissig, cultiviret selbige ministri in plurali et singulari, und seit versichert, dass ich euch niemals verlassen werde.“ Als Leopold sich einmal veranlasst sah, den Marquis de Grana in ausserordentlicher Mission nach Madrid zu senden, schrieb er an Poetting zur Beschwichtigung: „Weillen ich mir wohl einbilden kann (ex moderno cursu mundi et aularum), dass nicht Laide manglen werden, so euch werden Mucken machen

1) Wolf, 218. — Weder Chavagnac, noch de la Faille, noch die Relation vom Wienerischen Hofe von C. F. nennen Poetting unter den angesehenen und einflussreichen Beamten des kaiserlichen Hofes.

wollen über diese Mission, also versichere euch gnädigst, dass diese abschickung nicht geschicht auss einigem miss-trauen in eure Person, sondern nur per finezza und aus Noth, dass wir doch einmal wissen, woran wir sein“ (2. Februar 1668.) Doch nicht bloss dieser Vertrauensstellung wegen unterrichtete Leopold den Gesandten von den intimsten Vorgängen am Wiener Hofe; Poetting sollte davon das Wissenswerte den nächsten Verwandten des Kaisers, dem König von Spanien und insbesondere der im habsburgischen Interesse eifrig thätigen Königin Maria Anna, Kaiser Ferdinands III. Tochter, mittheilen. Auch über die politischen Angelegenheiten äussert sich Leopold in der freimütigsten Weise, so dass diese Briefe, die über des Kaisers eigene Anschauung aufklären, zweifellos zu den wichtigsten Quellen zur Geschichte jenes Zeitraumes gezählt werden dürfen. Allerdings hat dieser Freimut eine Grenze. Als sich der Kaiser, widerwillig dem Rat der Lobkowitz und Auersperg Folge leistend, mit dem von Grund der Seele ihm widerwärtigen, ja verhassten König von Frankreich insgeheim verbündete und durch den Vertrag vom 19. Jänner 1668 für den Fall des Erlöschens der spanischen Habsburger eine Teilung der spanischen Monarchie vereinbarte,¹⁾ wurde von diesen auch in Wien nur jenen zwei Ministern bekannten Abmachungen kein Sterbenswörtchen in die Briefe an Poetting aufgenommen. Man braucht aber deshalb nicht anzunehmen, der Kaiser habe Bedenken getragen, ein so wichtiges Geheimnis seinem Gesandten anzuvertrauen, damit nicht übelwollender oder unvorsichtiger Gebrauch davon gemacht werde; das Schweigen des Kaisers ist aus einem andren Grunde zu erklären. Wiederholt wird vom Kaiser Klage geführt über die „Insolenz“ und „Discortesia“ der Franzosen, welche die kaiserlichen Briefe verschwinden liessen. Insbe-

1) Wolf, 177. — Scheichl, 86.

sondere während des spanisch-französischen Krieges wurde die kaiserliche Korrespondenz nicht selten auf französischem Boden abgefangen; der Kaiser schickte deshalb, wenn es sich um wichtigere Nachrichten handelte, mehrere gleichlautende Briefe gleichzeitig auf verschiedenen Wegen nach Madrid. Trotz solcher Gefahr spricht sich aber der Kaiser, auf den Schutz der Chiffren bauend, im Allgemeinen über politische Vorgänge, sowie über Fürsten und Staatsmänner der verschiedenen europäischen Höfe überraschend offenherzig aus.

Dabei lässt sich vor Allem feststellen, dass sich Angesichts dieser ausführlichen, in die verwickeltsten diplomatischen Fragen eingehenden Erörterungen der am häufigsten wiederkehrende Vorwurf, der Kaiser sei träge und nachlässig gewesen,¹⁾ sicherlich nicht gerechtfertigt erscheint. Die von Leopold entwickelten Ansichten überraschen nicht durch Geist und Scharfblick, lassen aber immerhin auf gesundes Urteil und rege Teilnahme an den Regierungsgeschäften schliessen. Sie zeugen auch von gutem Humor, denn der Briefschreiber benützt gern jede Gelegenheit, einen etwas derben, schwerfälligen Witz anzubringen. Wenn man sich erst in das für das ganze Zeitalter und besonders für Leopold charakteristische Gemisch von deutschen, spanischen und lateinischen Wörtern und Sätzen gefunden hat, lesen sich die Briefe ganz gefällig. Der Verfasser trägt die Allongeperrücke seines Zeitalters, aber unter dem Lockenwust blicken munter ein paar treuherzige Augen hervor. Namentlich aus zeitgenössischen Schilderungen von Hoffesten, bei welchen Leopold in unnahbarer Weise paradierte,²⁾ wurde der Schluss gezogen, dass auch der Charakter Leopolds etwas Steifes, Finsteres, Hochmütiges gehabt habe. „Mehr ein Spanier, denn ein

1) Sogar der wohlgesinnte Freschot (a. a. O., 154) erhebt dieselbe Klage, mit dem Bemerkens: „La lenteur naturelle de la nation Allemande prête quelque excuse à ce défaut.“

2) Förster, Fr., die Höfe Europa's, II, 16.

Deutscher!“ Dieses Urtheil kehrt häufig wieder. Allein aus unsrer Korrespondenz wird das Gegentheil ersichtlich. Der echte Wiener tritt uns darin entgegen; die Licht- und Schattenseiten des Wienertums sind hier ausgeprägt, und auch die Ausdrucksweise ist dem entsprechend. So wenn Leopold z. B. über seine erste Begegnung mit dem englischen Gesandten Carlingford, Karls II. Kanzler, der im Jänner 1666 nach Wien kam, um den Kaiser für ein Bündnis mit England und Spanien zu gewinnen, Nachricht giebt (21. Jänner 1666): „Carlingfeld hat schon bey mir Audienz gehabt, ist gar ein lieber Cavalier di bonissima pasta, aber scheint doch nit gar zu spitzfindig zu seyn, welches ich lieber habe, als wan die Ministri gar zu furbi sein, als wie der Grenoville; sie sagen, er seye auch ein guter gesell und mache alles mit; mier ist leidt, dass ich ohne interprete nicht mit ihm sprechen kann, dann er nichts alss Englisch und Französisch reden kann, Latein verstehet er zwar, in audientia interpretatus est p. de Nellany, ego respondi latine, sic Carlingfeldt me bene intellexit.“²⁾

1) Scheichl, 38.

2) Aus dieser Stelle lässt sich ersehen, dass die Nachricht Rinck's (S. 94) unrichtig ist, Leopold habe zwar, als sich das Französische am kaiserlichen Hofe immer mehr einzubürgern drohte, ein Verbot erlassen, er wolle in seinen Antichambres niemals die Sprache seiner Feinde reden hören, er selbst aber sei des Französischen mächtig gewesen. Auf sein Latein that sich Leopold nicht mit Unrecht viel zu gute. Das reine Latein in den eigenhändig geschriebenen Briefen an den Bibliothekar P. Lambecius erregte schon bei den Zeitgenossen Bewunderung; in lateinischer Sprache schrieb er an König Wilhelm v. England 1697 einen ausführlichen Bericht über die Schlacht bei Zenta; auch lateinische Epigramme und Chronosticha liebte er abzufassen, berühmt ist u. a. sein Epigramm auf Ludwig XIV. geworden:

„Bella fugis, sequeris bellas pugnaeque repugnas,
Sed bellaturi sunt tibi bella tori;
Imbelles imbellis amas totusque videris
Mars ad opus Veneris, Martis ad arma Venus.“

Der vorhergehende Brief vom 6. Jänner 1666, der dem dringenden Wunsche nach Beschleunigung der Abreise der für Leopold bestimmten Braut, der spanischen Prinzessin Margarita, Ausdruck giebt und dem Gesandten die Wege weist, wie in Madrid Beschleunigung des Werkes zu erreichen wäre, schliesst mit den lustigen Worten: „Uebrigens beziehe mich nochmals auf die depeches der Cantzley und wünsch euch zum beschluss ein glückseliges neues Jahr, ein Sohn im krausen Haar, zudem auch Mittel dabey und bin auch allezeit euch mit besonderer Keyserlichen Hulden wohl gewogen“. An der Heirat ist ihm sehr viel gelegen, denn er ist jetzt 27 Jahre alt und will endlich einmal einen braven Sohn haben; deshalb bringen ihn die Ausreden der Spanier, die immer wieder Aufschub der Hochzeit erreichen wollen, ganz aus dem Häuschen. „Muss ich bestehen, dass ich denen Spanischen ministris nicht recht traue, biss meine Brauth über den grossen Bach (verstehe das meer) kommen sey, und diess macht mir noch mehr mucken, et quidem

Dass Leopold diese Dysticha eigenhändig schrieb, wurde von P. Lambecius bezeugt (Rinck, 91). Menzel (Geschichte der Deutschen, VIII, 345) bemerkt dazu, das Zeugniß des gelehrten Bibliothekars beweise nicht, dass Leopold die Verse auch selbst verfasst habe. In der Korrespondenz mit Poetting sind aber ähnliche lateinische Witzeleien gar nicht selten. —

Die oben angeführte Stelle beweist auch, dass die gäng und gäbe Annahme, der französische Gesandte Jaques Brethel Chevalier de Gremonville, der galante, schlaue, gewissenlose Diplomat aus Mazarin's Schule, habe beim Kaiser Alles gegolten, sei wegen seines Witzes der Liebling des Kaisers und zur Zeit des Devolutionskrieges die Hauptperson am Wiener Hofe gewesen (Mignet, *Négociations relatives à la succession d'Espagne sous Louis XIV*, II, 207), durchaus der Begründung entbehrt. Auch am 8. April 1668 schreibt Leopold: „Eurer in Frankreich geplündelter Curier hat sein unglück per anhero berichtet, habe alsobald es dem Grenovill¹ lassen, er hat aber nur guete worth außgeben: *me delli furbi!*“

valde, ut credo, dass zu Maylandt noch nicht die geringste anstalt gemacht wirdt“. (3. Februar 1666.) Freilich erfüllt ihn mit Schrecken, dass die Braut „ein weibergestündel von weith über 20 mitbringen“ will, „so einmahl ein elend wäre und ich wüste ja einmahl nicht, wo auss oder hin damit“. Poetting soll also ja darnach trachten, dass „nicht die Dienerinnen mehr canaillen mitbringen als die Frau selbst. . . . Mein, schauet nur, wie ihr mir auss diesem Purgatorio helffet, dann ich weiss also gar zu wohl, wass ich mit diesen lieben Leuthen vor eine saubere arbeit und plag haben werde“. Dazwischen hinein meldet er von politischen Vorgängen u. A.: „Der Münsterische Handel hat ein schlechtes Aussehen, attamen speramus per mediationem imperatoris bonum effectum“. Denn im Friedenstiften sieht er seine schönste Aufgabe. „Möchte wohl auch das Sprichworth verificirt werden, das ein Schwert das andere in der scheide halte“. Auch von Wiener Vorgängen giebt er dem Gesandten Nachricht, u. A., dass wieder ein paar Heiraten „richtig gemacht worden sind“, darunter „das Sigerle von Dietrichstein mit der verwittibten Collaldin, die nehmen einander ex puro amore, viell Glück darzu, wann es nur tauert!“ — von Duellen, zu welchen die Verlobungen Anlass gegeben, aber er habe die Duellanten kurzweg in Arrest gesetzt, bis sie sich mit einander aussöhnen wollten, — von Gerüchten, die über diesen und jenen bei Hofe im Schwange sind. Der echte Wiener kommt zum Wort, wenn er z. B. einen Angeschuldigten zu rechtfertigen sucht: „Mein, seine Emoli hängen ihm darinnen auch manches Klamperl an!“

Als in Madrid neuer Aufschub der Hochzeit geplant wird, gerät er in Unruhe. „Duncket mir, die Giornada gehe auf die lange Bank, und es ist schier grob!“ (3. März 1666.) Er ist nicht ohne Besorgnis, dass man ihn in Madrid hintergehen wolle. „Chi ama, teme!“ Als endlich von Poetting die Abreise der Braut durchgesetzt wird, giebt er jubelnd

seine Befriedigung zu erkennen: „Könt ihr leicht erachten, wass consolation dieser aviso nicht allein in mir, sondern auch in allen meinen Ländern erwecket hat, ich kann sagen, dass ich vor Freyden nicht gewust, wo ich wäre, dann ich alleweil besorget habe, es stecke noch wass dahinter. Nun seye Gott zu aller Ewigkheit gepriessen, dass also so wohl gegangen“. (28. Mai 1666) Er hat die Freudenbotschaft um 9 Uhr Abends, als er schon zu Bette war, erhalten; sogleich liess er „alle Stuck losbrennen“ und Morgens Tedeum singen und sodann ein Kopfrennen halten und zu diesem Zweck die Hoftrauer ablegen. „Wird zwar übel gedeutet werden, aber bei so fröhlicher Post kann man sie nicht tragen.“ Die Festins, Oper und Tanz, liegen ihm überhaupt sehr am Herzen. Schon vor dem Eintreffen der Freudenbotschaft musste er einmal wieder tanzen sehen. „Dissen Fasching hätte ich zimlich still seyn sollen, wegen der Klagen, doch haben wir etlich Festel in camera gehabt, dann es hilft den Toten doch nicht, wann man traurig ist, doch alles ganz retirat“. (17. März 1666) Den nächsten Geburtstag seiner „Gespons“ feiert er durch ein Ballet, „welchen Prinz Karl von Lothringen sambt etlichen Camerern getanzt hat und ist ein so galantes Festin gewest, als eines dahier gesehen“. Ueber die Festlichkeiten bei Hofe pflegt Leopold dem Gesandten genaue Mitteilungen zu machen, und die Korrespondenz ist aus diesem Grunde auch als Fundgrube für kunstgeschichtliches Detail wertvoll.¹⁾

1) Da Leopold sogar mit besonderer Vorliebe bei diesen Beschreibungen verweilt, fällt die Behauptung Rinck's in sich zusammen, der Kaiser habe aus konservativem Drang nicht geduldet, dass an seiner unwürdig ärmlichen Hofhaltung etwas geändert werde: „Was den Hof unseres Kayzers anlanget, so befand sich selbiger in einem stande, wie es seine modestie, nicht wie es seine Majestät erforderte.“ Es wird im Gegenteil vom Kaiser selbst wiederholt versichert und auch von anderer Seite bezeugt, dass z. B. die theatralischen Aufführungen bei Hofe, insbesondere die Opern, die bei festlichen

Unmittelbar neben der Nachricht über das Festballet findet sich eine Bemerkung, die den Beweis liefert, dass Leopold schon damals von Misstrauen gegen Lobkowitz, seinen einflussreichsten und angesehensten Minister, erfüllt war: „Dass Lobkowitz nicht der besten einer seye, ist leicht zu erachten, man muss ihn aber gleichwohl nicht ganz aus der wiegen werffen, sonder, wie man spricht, dem Teuffel auch immer einmal ein Liechtel anzienden“ (22. Juli 1666.)

Der spanische Erbfolgestreit warf schon in's Jahr 1666 seine Schatten voraus. Schon damals wurde in Spanien befürchtet, dass aus der Verbindung der Infantin mit dem deutschen Habsburger Erbstreitigkeiten und für Spanien Zersplitterung und Kriegsunheil erwachsen würden. Diese Gefahren waren in einer in Spanien erschienenen Schrift weitläufig auseinander gesetzt worden; Kaiser Leopold liess sich durch seinen Gesandten das Buch schicken, „damit man diese schöne Doctrin ein wenig durch die Hächel ziehen möge“ (16. August 1666.) Solcher Bedenken halber wurde auch von spanischer Seite immer wieder Aufschub der Hochzeit zu erwirken gesucht, bis endlich der Kaiser, des langen Foppens müde, den Gesandten anwies, er möge „nur ganz impertinent“ darauf dringen, dass dieses Zaudern ein Ende habe, „und kann euch mit Wahrheit sagen, dass mir recht das Herze klopfet, nur dass ich von dieser materi die Curier schicken thue.“

In Madrid war man übrigens auch deshalb verstimmt,

Gelegenheiten über die Bretter gingen, z. B. *Il pomo d'oro*, *il fuoco Vestale*, *la Monarchia* etc., an Pracht und Geschmack Alles hinter sich liessen, was in Frankreich und Italien geleistet wurde. Dass die Wiener Kapelle die beste ihrer Zeit war, wird auch von Rinck anerkannt (S. 121), der daran die spöttische Bemerkung knüpft: „Wann alle collegia in Wien auf solche art untersucht und besetzt worden, so ist kein Zweiffel, Wien wäre ein paradiess auf Erden, ein Sammelplatz der Gerechtigkeit, der freien Künste und aller Tugenden.“

weil sich Kaiser Leopold nicht dazu aufraffen wollte, mit Entschiedenheit gegen Frankreich aufzutreten und die ehrgeizigen Pläne Ludwigs XIV., wie der scharfblickende kaiserliche Gesandte im Haag, Franz von Lisola, verlangte,¹⁾ im Entstehen zu vernichten. Nicht als ob Leopold die vom Westen drohende Gefahr nicht erkannt hätte; er charakterisirt die von Frankreich gebrauchten friedlichen Redensarten ganz richtig. „Circa Galliam, werdet ihr auch aus der Cantzley instruiert werden, und mahnet mich dieser Vorschlag an die Fabel vom Wolff und denen Schaafen, wie er mit denselben hat wollen einen beständigen Frieden machen, hac tamen conditione, dass sie die Hund abschaffen sollen.“ Aber er will es auch mit Frankreich nicht verderben und will sich die spanische Bevormundung, die sich sogar auf die kleinsten Dinge erstreckte, nicht gefallen lassen. Machte man doch in Madrid schon ein grosses Wesen daraus, dass der Bräutigam der Infantin französische Tänzer auftreten liess. „Ich vermeine aber, wan man einem gaukler und taschenspieler zuschauen kann, so kann man wohl auch einem französischen Narren und Tanzer zuschauen, oltre que era una cosa si fredda, das gar nicht der Mühe werth ist, so viel Redens davon zu machen, aber die Leuth, so kein negotia haben, die machen ex mosca elephantem, das ist, aus einer Stümpelei das gröste negotium“ (27. September 1666.)

Als endlich die Braut glücklich in Wien anlangt und das Beilager vollzogen wird, ist Leopold höchlich contentirt, aller Freuden voll und von der zartesten Aufmerksamkeit für sein liebes Weibel beseelt. „Seynd vor 3 Tag mit 75 Schlitten gefahren, 30 mit Dames, die andern lahr, darauß ein teutschen Tanz gehalten, wobey legatus Hispanus et uxor auch gewest. Videtur non displicuisse meae conjugii.

1) Grossmann, der kaiserliche Gesandte, Franz v. Lisola, im Haag, 16.

Gestern hat auch die verwittibte Kayserin ein Festel gehalten, wobey mein Schatz auch gar lustig gewest, ich schaue halt, sie lustig zu erhalten, dass sie alles contento habe". (6. Jänner 1667) Um der Gattin eine Freude zu machen, bestellt er die in Spanien gerade beliebten Musikstücke, die seine Kapelle zur Aufführung bringen soll. „Sonsten seynd wir alle“ schreibt er am 3. Februar, „Gottlob gar wohl auf, und mein Gemahl schickt sich gar schön in die Teutschen Brauch, und hab ich dieser Tagen den Ross-Ballet halten lassen, ich soll es nit loben, weil ich es halten lassen, ihr könnt aber gewis versichert seyn, das a seculis nil dergleichen solches gesehen worden, dahero ich euch hiemit 10 exemplaria und dessen beschreibung mit Kupfer schicken wollen, dass ihr auch was davon unter daisige Gesandte und ministri austheilen könnt.“ „Sonsten seynd wir gar wohl auf und unterhalten uns mit Faschingspassatempi, schicke euch von unterschiedlichen Comedien und eine lista von der Würtschaft, so heütt gehalten wird, euer Vetter, der Wastel, ist Chineser worden, haben ihn gantz ausmundiret, dan ich ohnedem von einem Pater S. J. ein Original chinesische Kleid bekommen“ (17. Februar 1667). Als sich Etiquettestreitigkeiten zwischen der regierenden und der verwittweten Kaiserin erheben, ist Leopold ernstlich bemüht, einen friedlichen Vergleich zu Stande zu bringen. Poetting möge die Königin von Spanien bitten, sich darob keine Skrupel zu machen, und ihr versichern, „dass der Teuffel nit so schwartz, als man ihn mahlet und dass die beyden Kayserinen recht von Hertzen einander lieben und gar gern beysammen seyn“ (3. März 1667).

Während er aber seine spanische Gattin zärtlich liebte, war er um so ungehaltener über den Dünkel ihrer spanischen Umgebung. Als sich der Gesandte Castelar in Wien Excesse erlaubte, schickte Leopold an Poetting zwei für den spanischen Hof bestimmte Schreiben, „prima Höflich und

succinct, secunda fusior et acrior, damit sich der Gesandte je nach Gutdünken des einen oder andren bediene. Einen andren Gesandten will er nicht verlangen, „dan obwohl (Castelar) ziemlich kützlich und gantz furios ist, so hoffe ich doch, er werde hac occasione die Hörner ziemlich abgestossen haben.“ (6. Juni 1667) Freilich muss er auch später noch wiederholt seiner Unzufriedenheit Ausdruck geben. „De regina Hispaniae spero, quod imponet frenum legato Hispano, quia summe necessarium est“. (5. Jänner 1668) In drastischer Weise macht er seiner Abneigung gegen den spanischen Diplomaten Peneranda Luft. „Das Wetter ist sehr kalt“, schreibt er am 31. Dezember 1667, „und giebt diesen Winter nicht viel nach, alss wir vor 10 Jahren nach Frankfudt gereist, wo penecada (Peneranda) sich gantz in ein pelzern Sackh einnehen hatt lassen. Wär' er damals nur crepirt, wer kein grosse schad nit gewest“. (31. Dezember 1667)¹⁾. Auch der bevorstehende Tod des Papstes entlockt ihm eine wenig respektirliche Bemerkung. „Der Papst ligt am Schragen, wurde uns jetzo gar mal à propos sterben“. (28. März 1667) Und gar unchristlich spricht er von einem schweren Verlust der Franzosen. „Die Franzosen haben ein paar mal 4000 Mann eingebüsst, Gott gebe ihn dergleichen Glück mehr!“ (31. August 1667)

Die Abneigung gegen Frankreich und die Franzosen dringt immer und überall durch. Trotzdem weigerte sich Leopold entschieden, dem Drängen der Spanier nachzugeben und sich am Krieg gegen Frankreich zu beteiligen. Er sei nicht genugsam armirt, schrieb er am 6. Juni 1667, und

1) Die Abneigung gegen Peneranda, der doch seinerzeit für die Kaiserwahl Leopolds so energisch gewirkt hatte (Przibram, Zur Wahl Leopolds I., 36, 82), rührte wohl hauptsächlich davon her, dass der Spanier Angesichts des Siechthums Philipps IV. und der Gebrechlichkeit des Thronerben, Karls II, gegen die Heirat Margarita's mit dem Kaiser agitirt hatte (O. Klopp, I, 97).

könne deshalb nicht verhindern, dass ihm die Franzosen ungestraft seine tirolischen und schwäbischen Lande wegnähmen; er wisse auch nicht, wie sich Schweden verhalten werde, und müsse befürchten, dass die Schweden, sobald er mit seiner Hauptarmada ausgerückt wäre, in Böhmen und Schlesien einfallen würden. Dies Alles soll Poetting „nervose“ in Madrid vorstellen, „weilen ich wohl weiss, dass nit alda werden Critici mangeln, so alle meine actiones genugsam judiciieren werden.“

Der 28. September 1667, der „allerliebste St. Wenzels Tag, so mir jetzo über Alles lieb ist“, brachte dem Kaiser eine grosse Freude: es wurde ihm ein Sohn geboren, dem in der Taufe der Name Ferdinand beigelegt wurde. Allein der Jubel war von kurzer Dauer, schon am 13. Jänner 1668 verschied der Erbe des Thrones. „Alhier ist ein grosses Laidt et tale quod a multo tempore non fuit visum, imo mea etiam summe percussa est, doch hat sich heroisch darein gefunden und diss umb so viel mehr, weillen sie selbst von Tag zu Tag gesehen hat, wie dieser unser lieber Engl a grand paine zu Himmel geeilet hatt.“ Nur das Eine kann ihm zum Trost gereichen, dass sie nun an diesem Engelein „einen unschuldigen Vorbitter bei Gott haben werden“. Als bald darauf auch Poetting sein erstes Kind durch den Tod verliert, schreibt Leopold: „Jam sumus pares in dolore, qui etiam pares fuimus in laetitia, fiat in omni tempore voluntas domini!“ (11. April 1668)

„Was sonst die Publica anlanget,“ fügt er jener ersten Nachricht bei, „weiss ich schier nit mehr, was ich schreiben soll, dan mich dunkt, es heisse: oleum et operam perdidi, si saltem superent paruges“. Man wäre fast versucht, in diesen Worten eine Verlegenheitswendung zu erblicken, denn wie wir wissen, wurde wenige Tage später, am 19. Jänner 1668, der Vertrag unterzeichnet, wodurch Frankreich und Oesterreich für den Fall des Erlöschens der spanischen Habs-

burger eine Teilung der spanischen Reiche vereinbarten. Da vor dem Gesandten, wie erwähnt, die Abmachungen mit Frankreich geheim gehalten wurden, erfahren wir leider über die wahren Beweggründe des Kaisers nichts Neues. Wollte er durch diesen mit den Traditionen der Dynastie in Widerspruch stehenden Schritt eigennütziger Weise nur sein Erbe in Sicherheit bringen?¹⁾ Oder wollte er die Verbindung der Mächte England, Holland und Schweden, die in der Tripelallianz vom 23. Jänner 1668 zum Abschluss kam und in welcher er eine Gefahr für die katholische Kirche erblickte, durch den Bund mit Frankreich unschädlich machen?²⁾ Oder bezweckte der Umschwung der kaiserlichen Politik nur Spanien zu zwingen, dem Frieden nicht länger zu widerstreben, sodass der Kaiser den kritischen Vertrag „als das Fundament des künftigen europäischen Friedens, als die Pforte einer neuen Zeit ansah“?³⁾ Aus der Korrespondenz mit Poetting lässt sich nur ersehen, dass sich Leopold alle Mühe gab, keinen Verdacht gegen die Redlichkeit seiner Freundschaft mit Spanien aufkommen zu lassen. Er fährt fort, den Spaniern gute Ratschläge zu geben, wie sie sich am besten der Franzosen erwehren könnten, und seinen eigenen Beistand in Aussicht zu stellen, falls ihm von Spanien ausreichende Geldmittel zur Verfügung gestellt würden. Er sei in der Lage, sagt er, den Refrain Karls V. anstimmen zu müssen: „Dineros, dineros y mas dineros, dann sine illis nihil fit!“ (15. Februar 1668) Dazwischen ironisirt er das ganze politische Treiben der Kinder dieser Welt. „Aber Gott, im Himmel, der schauet uns zu und lacht über unsere Mannschaften!“ Da die gnädige Aufnahme des französischen Gesandten in Wien am Madrider Hofe ruchbar

1) Scheichl, 107.

2) Mignet, III, 410.

3) Klopp, I, 214.

geworden war, weist er Poetting an, unberechtigten Uebertreibungen entgegenzutreten. Der französische Gesandte, der schon einmal am Türkenkrieg Teil genommen habe, sei persönlich bei den jungen Burschen am Hofe sehr beliebt; dass man ihm den Sohn des Kaisers einmal gezeigt habe, sei auf ausdrücklichen Wunsch der Königin von Frankreich geschehen. „Dises Alles habe ich euch wollen erinnern, aber nur zu eurer Nachricht und durchauss nicht, dass ihr ein weiteres negotium sollet machen, dan ich eben einmahl nicht schuldig, dominis Hispanis von meinen actionen Rechen-schaft zu geben.“ (14. März 1668) Auf die Spanier ist er nicht selten schlecht zu sprechen. Nach dem Tode des spanischen Statthalters in Mailand schreibt er: „Umb den Caracena ist mir laid, dann obwoln er so ein Mensch gewesen, so hatt er doch guete Intention gehabt und die Miliz auf's Wenigste in etwas verstanden. Itzt werden sie embarassiret, dann kein frambden wollen sie haben ob peccatum originale nationis, biss sie unter ihrer nation einen finden, so werden sie eine guette weill suechen mtlessen“. (16. Februar 1668) Insbesondere den spanischen Gesandten bezichtigt er feindseliger Umtriebe. „Was man euch von B Z (?) gesagt, ist nicht wahr und ein Lug von B G (dem spanischen Gesandten); ich bemiehe mich eins so vill als des andern und bin neutral inter meos proprios ministros.“ Man gewinnt aber beim Lesen der Briefe gerade aus diesen Tagen den Eindruck, als fühle sich der Schreiber in gedrückter Stimmung. Er betont, dass er sich nicht für unfehlbar halte: „Multa multi dicunt, ego non sum Joannes, qui apocalypsem habeat,“ und bricht wiederholt in die Klage aus: „O tempora, o mores!“ Auch als sich der spanische Hof endlich durch die zweideutige Politik des Kaisers genötigt sah, mit Frankreich Frieden zu schliessen, suchte sich Leopold durch die beliebte Spruchweisheit zu trösten: „Ist guett, das der Fried publicirdt worden; dass er Hispanis nicht gefallen hatt, ist leicht zu

erachten, aber *necessitas non habet legem*, auff dieses sollen domini Hispani ihr fundament machen; dass aber der arme Teuffel, der Kaiser, von allen disen alzeit die Schuld muss haben, ist hardt zu vernemmen. *Patientia, Tempora, tempora, tempora*, ist ein altes adagium und dessen auch ich mich gedröste.“ (2. August 1668)

In der nächsten Zeit treten wieder die häuslichen Angelegenheiten mehr in den Vordergrund. Leopold berichtet von den Festen, die ihm und seiner Gemahlin vom Bischof von Neustadt, von Nadasty, Esterhazy und andren Adeligen gegeben wurden, von Heiraten bei Hofe — „vielleicht schickt es sich auch, dass wir bald eine Spanische Dame anbringen!“ — „Hat gestern der von Saurau (der die Monroy heiratet) das regal geben, so also stattlich gewest, das es wol ein wenig die Mas überschritten hatt und kündte es passiren, wan ich es meiner Gemahlin gäbe!“ (21. November 1668) — von seinen Jagden — „Heunt haben wir ein Jagen gehalten und gegen Hundert Sau gefangen, und ist der Nuntius Pignatelli auch dabey gewest, hat ihme zwar gar wohl gefallen, doch exclamabat, *esse rem plenam periculis!*“ (23. Oktober 1668) — „Haben wir in ein jagen etlich gar grosse Hirschen gefangen, so 600 *℔* oder 24 Arroba gewogen haben, ich meine, in Spanien wirdet er vor einen Elephanten passiret seyn!“ (28. August 1669) — von theatralischen Aufführungen — „Obwohlen Klag ist, so werden wir doch disen Fasching einiges Cammerfest halten, wie dan vor 8 Tagen einige Cammerherren eine gantze Comedia in Musica gesungen haben, so gewiss pro miraculo kan gehaldten werden, absonderlich wan man es nit sehen thuet!“ (27. Februar 1669) Als ihm seine Gattin ein Mädchen schenkte, war die Freude gerade nicht gar gross; er giebt aber doch genau an, um welche Zeit die Geburt erfolgte, damit dem Kinde (Marie Antonie) in Madrid das Horoscop gestellt werde (19. Jänner 1669). Ein Etiquettetrestreit, in welchen Poetting mit bayerischen

Diplomaten verwickelt ward, bietet Anlass zu einer für Bayern wenig schmeichelhaften Aeusserung: „Kan mich nit genueg verwundern der Impertinenz der churfürstlichen Abgesandten, die sie von euch prätendiren, da doch im Reich selbstn ganz ein andrer stylus ist, aber dass ist nur eine Bayrische Höflichkeit secundum morem consuetum; ihr habt euch gar wol hierin comportirt, und ich werde es schon gehöriger ordhen anden, dann es ist gar zue grob.“ (3. Juni 1668)

Die dankenswertesten Aufschlüsse erhalten wir über die Auffassung, welche Leopold von seinem Verhältnis zu seinen Ministern und Beamten hegte. Als er den Saga zu wichtiger Stellung beförderte und diese Auszeichnung eines Franzosen von den Spaniern mit scheelen Augen angesehen wurde, schrieb der Kaiser: „Ich sage nochmahls, ich halte denjenigen vor kheinen Franzosen, so mir so guete dienst geleistet hat und gedienet, halte mich des italienischen Sprechens: ama Dio e non fallire, fa pur bene e lascia dire, ich kan einmahl denen Leuthen nicht das Maul stopfen“ (27. Febr. 1669). Er nimmt seine Beamten immer wieder gegen die Verdächtigung des spanischen Gesandten in Schutz, beteuert aber zugleich, dass er, unabhängig von Jedermann, gegen Jeden nach Recht und Gesetz verfahren wolle. „Dass aber Alles per canalem des B F¹⁾ beschehe, ist ein alte leyern, ich thue, wass recht ist und frage umb niemand. Sollete ich aber ein prob haben, das ein Minister ein Schelmb

1) Soweit sich ohne Dechiffirung aus dem Inhalt entnehmen lässt, ist darunter Lobkowitz gemeint; mit Bestimmtheit wage ich jedoch dies nicht festzustellen. Da mir zur Benützung des Wiener Archivs nur wenige Tage zu Gebote standen, darf ich mir wohl die Bitte erlauben, dass man mit etwa vorkommenden Lesefehlern und anderen Ungenauigkeiten nicht allzu streng ins Gericht gehen möge. Es soll hier nur auf eine so gut wie unbekannte Quelle aufmerksam gemacht werden; über ihren eigentlichen Wert wird erst eine genauere Untersuchung Licht verbreiten.

seye, so wird sein Kopff bald zu Boden liegen* (22. Mai 1669). Diese Anschauung spiegelt sich auch in den Worten über Moncada: „Die Ersetzung des Vicereynat de Napoli, haldt ich, sey mitt den Astorga nitt übel ersetzt worden, das man aber ein solches Wunder mache mit der dem Cardinal Moncada auffgetragenen Römischen Embascada, kan ich ja einmal nit finden. Vor was seind die Ministri, als das sie ihren Herschafft in allem blind gehorsamben sollen? Was gildts, wann man ihme Napolis offeriret hatte, er hatt es fleissig angenommen. Also geht's zue, in summa, bey mir hatt durch diss nitt wenig an Credit verloren“ (21. Oktober 1671).

Auch auf geistliche Würdenträger seines Hofes und Staates kommt er wiederholt zu sprechen. „Ist heut unser lieber alter Bischoff zu Wienn gestorben; wie es leid mir seye, könnt ihr euch wohl einbilden, indeme ich nit bald einen so zelosum et exemplarem successorem werde benennen und resolviren können“ (22. Mai 1669). Dass er bei aller Frömmigkeit und Vorliebe für die geistlichen Orden durchaus nicht, wie aus der Darstellung Rinck's¹⁾ und andrer

1) Nach Rinck, 147, hätte Leopold sogar „in Ansehung einiger Regult der Frömmigkeit den Orden der Jesuiten angenommen.“ Das ist sicher nur ein ebenso unbegründetes Gerücht, wie die Angabe Rincks, der alternde Kaiser habe den Geschichtslehrer seines Sohnes Joseph angewiesen, dem Zögling einzuschärfen, dass er nicht gleich seinem Vater allzu grossen Einfluss dem Klerus einräume, oder die weitere Mitteilung, Papst Innocenz XI. habe erklärt, er trüge keinen Augenblick Bedenken, den Kaiser wegen seines heiligen Lebenswandels zu canonisiren, wenn „die Gerechtigkeit in Oesterreich schärfer beobachtet würde.“ (Rinck, 145 ff.) Ohne Zweifel wurde bisher in Folge des frommen Eifers, womit Leopold den kirchlichen Pflichten nachkam, der klerikale Einfluss auf die kaiserliche Politik überschätzt. Gewiss, Leopold war der Meinung, dass die religiöse Ueberzeugung des Herrschers für den Glauben der Beherrschten massgebend sei und dass dem Herrscher zustehe, auch in die Gewissenssphäre der Beherrschten einzugreifen, aber diese Anschauung, aus welcher sich manche Akte der Unduldsamkeit gegen Akatholiken

Zeitgenossen hervorgehen könnte, ein willenloses Werkzeug der Gewisensräte war, beweisen u. A. folgende Stellen. „Imperatrix inclinat per successorem (ihres zum Bischof erhobenen Beichtvaters) ad P. Simonem Gorig jam hic praesentem, ist wol nitt von den grossen subjectis Einer, sed vir bonus, und weillen er schon bekandt undt also bösser als Einer, den wir erst müessen kennen lernen“ etc. (8. Oktober 1670). Bei Besetzung der Beichtvaterstelle sei vor Allem wichtig, „das er ein frumber religios ist, ein andrer mechte sich in Alles einmischen wollen, so nit allzeitt ratsamb ist“ (1. Juli 1671).

Mit Wärme verwendet er sich für bewährte Diener, zumal wenn es „arme Teufel“ sind, bei der Königin von Spanien, die ihm darin gern zu Gefallen ist. Worauf er seine Empfehlung begründet, erhellt aus folgender Stelle: „Der Königin

erklären lassen, teilte er mit seinem ganzen Zeitalter. Er vertrat zeitweise gegenüber den Brandenburgern und Schweden das katholische Interesse, aber er war der Nebenbuhler und Widersacher Ludwigs XIV., der sich die Wiederherstellung der alten hierarchisch-feudalen Einheit mit ungleich rücksichtsloserem Eifer angelegen sein liess und deshalb auch — man denke nur an die Parteistellung im spanischen Erbfolgestreit — von der Kurie und insbesondere von der Gesellschaft Jesu weit bereitwilliger, nicht selten auch gegen den Kaiser, unterstützt wurde. Mochte Leopold immerhin in Andachtsübungen, Wallfahrten, Förderung des Missionswesens etc. seine erste und wichtigste Aufgabe erblicken, so hat ihn der Einfluss der Väter der Gesellschaft Jesu doch nicht abgehalten, sich wiederholt mit protestantischen Mächten zu verbinden, eine neue protestantische Kurwürde zu schaffen, eine neue protestantische Dynastie willig anzuerkennen, den von den Jesuiten missgünstig angesehenen Prinzen Eugen von Savoyen von Stufe zu Stufe zu fördern, die Erziehung des Thronfolgers Joseph welterfahrenen Laien zu überlassen, an seinen landesherrlichen Rechten circa sacra mit aller Zähigkeit festzuhalten. Auch schon von protestantischen Zeitgenossen wurde die „von Frömmigkeit unbeeinflusste Staatsklugheit“ Leopolds anerkannt; Mencke (S. 913) sieht ein Hauptverdienst des Kaisers darin, dass er erst in Wahrheit den Religionskriegen ein Ende gesetzt habe, indem er „zwischen der Religion und dem Staat ein beständiges Vernehmen sehr klüglich und glücklich unterhalten.“

recommandir ich einen Kammerdiener von meiner Gemahlin, Don Diego de Concha Zenollos. Ist gar ein feines subjectum, modest, und possedirt 4 Sprachen, Spanisch, Deutsch, Walsch und Französische. Er verlangt bey Formierung de la casa del Rey un puesto de Ayada de Camera, ich meindte, sollte nitt ybel taugen. Er ist en malein de la mugeres, gar nitt hitzig, also wollet ihr ihn apadroniren* (15. Juli 1671). Peinlich berührt es ihn, dass der spanische Hof für den vertragsmässig übernommenen Unterhalt der spanischen Dienerschaft der Kaiserin so dürftig und gewissenlos Sorge trage. „So kan ich euch auch nit bergen,“ schreibt er am 14. August 1669, „das die Spanische Bedienten annoch so disconsoliret leben, weillen man ihnen noch in nil hulfft und 15 mesaten schuldig ist. Ich hör, man sage alda, man zahle sie nit, weillen ich Niederland nicht succuriret habe. Bone Deus, che bella vendetta! Die Leith lachen dazue, und wass können diese arme Teiffel und Teifflin darumb leiden? Haben also euch befehlen wollen, damitt ihr instanter, instantius, instantissime, bei der Königin anhaltet, dass sie doch mache, dass man ihre Befehle dermahleins vollziehe!“ Die Klage über die Hoffart und den Geiz der Spanier bleibt auf der Tagesordnung. Sie wissen vor Hoffart nicht, wie sie den Kopf halten sollen, und machen ein Kapitalverbrechen daraus, wenn einmal der spanische Gesandte nicht zu einem Feste geladen wird, aber sie lassen das Personal der Kaiserin in tiefster Not stecken, dass es eine Schande ist. „Ich schäme mich oft vor die Spanier, dass sie so gar nit thun, was sie thun solten!“ (20. Mai 1671) Freilich sind die spanischen Hofdamen selbst, die „Höllteufel“, dem Kaiser nicht sympathisch, aber „es ist einmahl ein schlechter Spass, alleweil abgeschmache Gesichter vor seiner zu haben!“ (3. Juni 1671) Und zeigt je einmal ein Spanier, dass er die deutsche Nation und das deutsche Wesen liebe, so wird er von seinen Landsleuten als Verräter und Landesfeind

angesehen. „Ach mein, was kann einem narrischer träumen?“ Da gegen die Camerera der Kaiserin der Vorwurf erhoben wird, sie habe durch ihre Lässigkeit verschuldet, dass der Kaiser keinen Succurs in die Niederlande geschickt habe, nimmt er sie energisch in Schutz. „Wo stehets geschrieben en la etiqueta de palacio, dass die Camerera mayor sich solle en cosas de estado einmischen, da es doch denen Weibern gar nicht zustehet? zu geschweigen, dass sie mich gar oft importuniret hat und auch meine Gemahlin angehezt, das es oft nicht wenig zächern gekostet hat und ich auff sie von Hertzen harb gewest, also sehen Eur Majestaet, wie hart der Eryl geschicht.“ An Allem trage der misslaunige, miss-trauische spanische Gesandte Schuld. „Ich möchte ihm aber die Rechnung recht teutsch, id est, redlich machen!“ (16. Juli 1670) „Dass Castellar“ schreibt er ein andermal, „so gute memoir hat, nam mendacem oportet esse memorem, Ist mir leid, habe mir aber alzeit einbildt, es seye nur sein schöne invention, von mir geldt zu haschen, es wird aber ihn nitt angehen undt hatt er wol nitt vill gnaden umb mich verdient“ (8. Oktober 1670). Endlich nimmt Castellar Abschied von Wien. „Castellar ist gar malad und traurig, es heisst aber, wie jener italienische Poët gesagt hat: Chi e cagion del suo mal, piange se stesso!“ (5. November 1670) Dem Datum des Briefes, 17. Dezember 1670, fügt er bei: „Id est in vigilia diei, qua ante quatuor annos comes de Castellar fecit illud sollemne assassinium in Kevenhillier.“

Auch an malitiösen Bemerkungen über andere spanische Grosse fehlt es nicht. „Wie der capello des P. Neidhardt“ schreibt er am 5. Oktober 1669, „in dem Portocarero sich verwexelt hatt, habe ich in metamorphosi Ovidii nitt gelesen, mechte wol wissen, wie's damitt abgeloffen, Sorge wol, es könne nitt leicht ohne discredito A C (des Königs von Spanien) geschehen sein“. „Was den Cardinal Moncada anlanget, so wüntsche ich ihme wol von Hertzen die Ewige

Ruhe, dann, hatt er sich kaine in dieser weltd gelassen, so wirdt doch die gettliche Barmhertzigkeit es ihme in jener nitt abgeschlagen haben, und hatt es bey ihme wol billich geheissen: *per quae quis peccat, per illa punitur** (15. Juni 1672). Und auch über die Lieblingsfeste der Spanier fällt er ein drastisches Urtheil: „La fiesta de toros muess schön gewest seyn, allein scheint es ein paradoxum zu seyn: das ein Ox ein Ross sambt dem Esel, so vielleicht darauff gesessen, hatt fliegen gelernt“ (7. September 1672).

Wie viel er aber an den Spaniern auszusetzen hat, so erblickt er doch schon seit 1670 wieder Angesichts der vom Osten und vom Westen drohenden Gefahr sein Heil im engsten Anschluss an Spanien; der 1668 mit Frankreich geschlossene Vertrag hatte keine freundschaftliche Annäherung der beiden Reiche zur Folge. „Habebimus uti timendum Turcas, veros autem Turcas, Gallos, a tergo, also man sich wohl vorsehen solle, diss liegt an deme, dass wir uns beeden Theils wohl mit einander verstehen“ (30. Jänner 1670). Dass einige ungarische Grosse sich nicht schämten, mit dem Erbfeind der Christenheit in Verbindung zu treten, erscheint ihm geradezu unfasslich; gegenüber solcher Verirrung, glaubt er, müsse er die äusserste Strenge walten lassen. „Indessen bastivi questo aviso, dass Graf Peter von Zernin, cujus praedecessores olim tam fideles fuerunt, so weitt kambe, das er den Tyrken gehuldigt und sich durch sie pro principe Croatiae et aliarum partium declariren lassen. Videntur somnia? sunt verissima et ego ipse non crederem, nisi cum meo periculo viderem, also gehet es zue, ich hoffe aber, Gott werde mir beystehen, und will sie schon ad mores bringen und auff die finger klopfen, das die köpf wegspringen sollen“ (26. März 1670). So oft er auf die „croatischen Schelmenstück“ zu sprechen kommt, giebt er seinem Unmut Ausdruck; er entschuldigt sich gewissermassen, dass er diesmal Gnade und Erbarmen völlig zurückdrängen müsse. „Die

Ungarischen Sachen geben sich gar schen und hatt man mitt den processen crimina contra Nadasdi, Zerín und Frangepan auch schon an ein Orth komen, und obwolen ich sonst nitt gar böss bin, so muss ich dissmal per forza seyn und möchte es sich wol schickhen, das man bey nächster ordinari etwas von gestürzten Köpfen hören möchte“ (22. April 1670). „Endlich habe ich müessen dem Recht sein lauff lassen, und sein also der Nadasdi zu Wien, der Zerín und Frangepan zue Neystatt, ein gewisser Bekis, ein Edelmann, zue Pressburg durch das schwerdt vom leben zum Tod gericht worden. Werde dem Hoff Cantzler befelhen, euch data occasione ein wenig von ihren Stickheln communication zue geben. Izt sein die Hungarn zimblich ruhig und hoffe ich baldt alles in gantz andern Standt zue bringen“ (6. Mai 1670). „So erinnere ich euch, dass ich endlich auch in Erblanden der Justiz ihren lauff habe müessen lassen, weillen dann der Tattenbach auch mit Zerín interessirt gewest und das crimen laesae (majestatis) begangen hatt, also wirdt er gesterdt zu Graz noch seyn durch das schwerdt gericht worden. Ich habe es nitt gern (getan), allein ne Hungari possent credi (sic), Germanis omnia condonari, illos solum . . ., undt damitt auch die Erblanden ein Exempel haben, hab ichs müessen geschechen lassen. Gott seye seiner Seel genädig!“ (2. Dezember 1671) Das ist nicht die Sprache eines blutdürstigen Wütherichs, wie der Kaiser wegen seines Vorgehens gegen die ungarischen Rebellen wohl genannt worden ist, — das ist die Sprache eines strengen, aber gerechten Richters, der sich seiner Verantwortung bewusst ist und nur um der Wohlfahrt seiner Staaten willen von seinem Begnadigungsrecht keinen Gebrauch macht.

Von den tapferen Thaten seiner Kavalieri und Offiziere in den Kämpfen in Ungarn berichtet Leopold mit stolzer Befriedigung, aber ein Hemmschuh der Kriegführung ist der

Mangel am „nervus belli“, am nötigen Gelde. „Hunc si Hispani mihi non tribuerint, vere res nostrae male ibunt“ (5. Oktober 1672). Die Klage darüber, dass die von Spanien zugesicherten Subsidiengelder nur tropfenweise einlaufen, kehrt immer wieder. Auch an den Kampf mit Frankreich geht er nur mit Missbehagen, weil er nicht auf genügende Unterstützung rechnen zu können glaubt. „Kombt mir vor, wir machens wie die Schwaben, so Einer deme Andern zugesprochen hatt, gang Du voran, ich Sorge aber, et utinam sim vannus augur, wann wir in der Wasch wol impeguirt sein werden, so werde man uns steckhen lassen“ (2. November 1672). In Madrid tauchen deshalb wieder die alten Beschwerden auf, dass es dem Kaiser an der nötigen Energie und wohl gar am guten Willen fehle, gegen das übermütige Frankreich vorzugehen. Leopold entschuldigt sich mit seiner isolirten Stellung. „Da es fast das Ansehen hat, dass niemand von den Khurfürsten aus dem Reich es mitt A. F. (dem Kaiser) haldten wollen, also kann mann auch nitt mitt dem Kopff wider die Mauer lauffen. Wollen sie dann so gar kain rationes anhören, so muess ich die Sachen Gott befehlen und das Werckh lauffen lassen“ (9. August 1673). Da aber endlich der Kampf gegen Frankreich beschlossen worden ist, geht auch durch des Kaisers Briefe ein etwas schneidigerer Zug. Er selbst will zwar nicht mit in's Feld ziehen, weil er noch keinen Nachfolger hat, aber zur Truppenschau begiebt er sich im August 1673 nach Eger. Ueber 30,000 Mann sind hier zusammengezogen, so prächtig montirt, „dass man die Gemeinen wol vor Offizier halten könnnt“. In des Kaisers Gefolge allein befinden sich 20 Fürsten und 540 Cavaliere. „Wann es die Spanier allda hören werden, so werden sie mächtig losen. Balbaces obstupuit ob tantam solemnitatem“ (25. August 1673). Um für die Waffen der Seinen Hilfe von Oben zu erflehen, geht er auf den hl. Berg zu Nezihrunn bei Prag wallfahren; dann kehrt er nach

kurzem Aufenthalt in Prag¹⁾ nach Wien zurück und hier kommt es endlich zur Katastrophe: dem französischen Gesandten werden die Pässe zugestellt. „Diese Zeittung“ schreibt er am 21. September 1673, „zweifle ich nicht werde allda (in Madrid) noch gar angenehm sein, weil sie es also starck schon lang verlanget haben. Ich bin von Hertzen froh, wäre schon längst gern sein loss worden, habe niemahl aber nicht legitimas caussas gehabt, nunmehr aber ist nicht mehr zeit gewest, Ceremonias zu brauchen.“ Die nächsten Briefe bringen noch bittere Klagen, dass der Kaiser auch diesmal die gehoffte Unterstützung der Reichsfürsten nicht finde, da die Franzosen „absonderlich durch Geld so mächtig in Teutschland eingerissen“; über den weiteren Verlauf des Streites mit Frankreich sind wegen der Abberufung Poetting's aus Madrid Nachrichten nicht mehr geboten.

In günstigstem Lichte zeigt sich der Kaiser in den auf sein Familienleben bezüglichen Mitteilungen. In einer Zeit, da das in Versailles herrschende Mätressenwesen fast an alle deutschen Höfe verpflanzt war, blieb Leopold ein zärtlicher Gatte, ein besorgter Vater. Aus den Briefen an Poetting lässt sich ersehen, dass er unablässig bemüht war, seiner Gattin, die nicht einmal hübsch gewesen sein soll,²⁾ Freude zu machen. Bald lässt er ihr zu Liebe spanische Musik aufführen, bald veranstaltet er Tanz und Mummenschanz; die Costumebilder sendet er nach Madrid. Auch sonst werden Geschenke zwischen den beiden Höfen ausgetauscht; freilich fand nicht Alles, was aus Madrid kam, den Beifall des Kaisers. Als für seine Gattin einmal neue

1) Von Prag ist besonders der spanische Gesandte entzückt. „Ist ganz in diese Stadt verliebet. Sagt, er kenne nit capiren, warumb wir die Residenz zu Wienn und nicht allhier hätten“ (6. September 1673).

2) Scheichl, 12.

Ohringe gesendet worden, schreibt er: „Möcht ich wol wissen, was die spanischen Dames jetzo vor Ohren haben müssen, das sie solche Ohrengehenk, que illum am Brandes dragen können, so auch ein guette Etymologiam haben: Mi . . . bien tiran las orejas* (15. Juni 1672).

Aber oft genug kehrte bitteres Leid in der Hofburg ein; von vier Kindern, welche Margarita dem Gatten schenkte, blieb nur eine Tochter, Marie Antonie, am Leben, und nach siebenjähriger glücklicher Ehe starb Margarita selbst (12. März 1673). Leopold selbst zeigt es in tiefer Bewegung dem Gesandten an. „Lieber v. Poetting, diesen Brieff hebe ich leider mit dem Ruf an: Miseremini mei, miseremini mei, vos amici mei, quia manus domini tetigit me, dann der grösst schreckhen, der sein kann, der hatt mich gedroffen, nemblich der Doth meiner allerliebsten, ach leider! nunmehr verlohrenen gemahlin, der Kayserin, so vorgesterdt umb 2 vormittags verschiden ist nach achttägiger indisposition. Ich hätte wol ein und anders von diesen fall zu schreiben, ist mir aber annoch unmöglich, und wollet allein obacht haben, damit dises triste nuncio also der Königin beygebracht werde, damit auch sie nit in Gefahr kombe, und ich auch noch mehr bestürzt werde. Ist wol ein unwiderbringlicher schaden vor mich, dann ich weis, was ich verloren habe und wie wir einander geliebt. Ihr werdet mich compatiern, dann ihr habt auch einmal schon ein liebes weib verlohren. Und weillen allein diser Curier mitt diser elenden Zeittung geschickhet wird, also remettire ich mich ad alias und verbleibe Euer gnädigster Herr Leopold. Schinbrunn den 14. Martii 1673. Die ministri haben mich herausgebracht und haben nit gewolt, das ich in der Statt hab verbleiben sollen.* Im nächsten Briefe berührt er nochmals den erschütternden Verlust, über welchen ihn nur sein Gottvertrauen zu trösten vermag. „Und ist es wol ein erschrecklicher Streich, aber man muss es Gott submittiren und sich mitt

selbigem in kein Disputat einlassen so zwar ietzo mir wohl gar schwer ankomt* (22. März 1673).

Allein die Politik, um deren willen er schon früher den Tod der Töchter, „weillen es ja doch nur Madel waren“, leichter verschmerzte, zwang ihn, obwohl die Trauer ob des erlittenen Verlustes in ihm noch lebendig war, an neue Vermählung zu denken. Die Wahl fiel auf Erzherzog Ferdinands Tochter, Claudia Felicitas; von welchen Gedanken er dabei geleitet war, enthüllt ein Brief an Poetting vom 12. Juli 1673. „Und weillen ich von allen Orthen sehr angetrieben werde, ad secunda vota zu schreiten, absonderlich aber von Ihro Bäbstlicher Heyligkeit, und auch die Königin in Hispanien noch selbes alss eurem vermelden nach gar starckh verlangen wird, also habe ich mich endtlossen, nuch widerumb zu verhayrathen und zwar cum Serenissima Claudia Felice Oenipontana. Ich hette zwar wol gern den annum luctum ausgewartet, man hat es aber mir nit zuelassen wollen, also hab ich billich publicum bonum privato dolori vorziehen miessen. Die Ursachen electionis Serenissimae Claudiae seyn nachfolgende: 1^a, Das es selbst ipse summus pontifex vorschlage, als auch A C (Königin von Spanien) iteratis vicibus mir vorgeschlagen, dass es fast schaind, Gott wöll es also, indeme die Heyrath mit A R (?) niemals hatt vollbracht können, auch vox populi vocem Dei zu inferiern pflegt. 2^a, Das Sie in bösten Jaren, indeme sie den 30. Mai jüngsthin 20 Jar complirt hatt, auch starckh und gesund seye, 3^a, von guetter gestaltdt (ah, non tali, qua mea unica Margarita!), auch von trefflichem humor, allen tugendten und absunderlich pietas seye, 4^a, das sie von meinem Haus ist, auch meine Tochter nicht leicht ein bössere Stieffmutter würde finden können, 5^a, das es nit so viel dotes und andere spesen bedarff, auch come con figlia de casa nit vill caeremonien gemacht, die Hochzeit auch sine festu kann gehaldten werden. Diese motivos habe ich alle aportieren wollen, damit ihr data occasione euch derselben bedienen mögen.“

Besonderes Interesse bieten die Nachrichten über die Bücherankäufe in Spanien, die im kaiserlichen Auftrage durch Poetting vermittelt wurden. Bekanntlich war in Leopold, der sich sonst nicht leicht in seinem behäbigen Stillleben stören liess, eine Neigung der Steigerung zur Leidenschaft fähig, die Vorliebe für seltene oder wertvolle Bücher und Handschriften. Doch nicht ausschliesslich der Eifer des Sammlers leitete ihn; namentlich aus den zwischen dem Kaiser und seinem gelehrten Bibliothekar Lambeccius gewechselten Briefen lässt sich ersehen, dass es dem Kaiser aufrichtig darum zu thun war, auch den Inhalt der Schätze seiner Bibliothek sich eigen zu machen. Schon sogleich bei dem ersten Gang durch die Bücherei sprach Leopold, wie Lambeccius bezeugt, „mit solcher Gewandtheit, Genauigkeit und Wohlredenheit, dass man sowohl über die Kraft seines Gedächtnisses und die Schärfe seines Urteils, wie über die Wahl seiner Worte staunen musste.“¹⁾ Die Auswahl der Werke, die er sich von Lambeccius vorlegen liess, verrät in der That eine überraschende Vorurteilslosigkeit. Nicht bloss Macchiavelli's und Baco's Schriften zog er in den Kreis seiner Studien, sondern auch die Bibelübersetzung Luthers und die Schriften des Erasmus von Rotterdam über die Reformation, und wenn er auch im Allgemeinen jene philosophischen Werke, welche unmittelbare Anknüpfungspunkte an die spekulative Richtung der Theologie gewähren, bevorzugte, so schloss er auch jene Schriften nicht aus, welche besseres Verständniss der Gegenwart erschlossen oder Erforschung der Natur und ihrer ewigen Gesetze sich zur Aufgabe stellten.

Das günstige Urteil, das Lambeccius über die Bildung und den Bildungseifer Leopolds fällt, findet durch zahlreiche Anweisungen für Poetting Bestätigung. Am 30. November 1669 beauftragte er ihn — „weillen ich ein sel

1) Karajan, 8.

Liebhaber der Bücher bin,“ — im Fall des Ablebens des hochbejahrten Marquese Ferina die berühmte Bibliothek dieses Bücherfreundes zu erhandeln. 1670 kaufte er durch Poetting's Vermittlung des Cabrega Bibliothek. Fast in jedem Briefe erfolgt eine Anfrage, ob nicht dieses oder jenes Werk zu erlangen wäre, wobei freilich immer die möglichste Sparsamkeit angeraten wird. Den Preis von 200 Dublonen für das Buch *de triumphis Maximiliani* findet er zu hoch — „Kan ich nicht über's Hertz nehmen, umb ein Buch allain so vill zu zahlen“ — um so weniger, da nach seiner Ansicht das in seiner Bibliothek befindliche Exemplar als Original anzusehen sei (17. Dezember 1670). Eifrig betrieb er die Anfertigung einer Abschrift des Katalogs der Escorial-Bibliothek; er wies den Gesandten an, den P. P. Hieronymiten dafür 2—400 Thaler zu bezahlen. Kaum war der Katalog in seinen Händen, wurde das Escorial samt der kostbaren Bibliothek ein Raub der Flammen. „Wie laid ist mir umb das abgebrunene Escorial, und haldt ich es selbst vor kein kleines unglückh, aber alss umb nil ist mir laider als umb die Manuscripten, dann sein die verloren, so können sie durch kain geldt erstattet werden. Und habe ich noch den trost, dass ich a tempo den indicem bekommen habe, das ich auff's wenigst weis, was alda gewest ist. Also sein dise zergengliche Sachen, und soll eim woll die lust vergehen, so vill geldt zu spendiren auff gebäuen und Sachen, so hernach in einem augenblickh zu (staub) reducirt werden“ (15. Juli 1671).

Auch was Leopold über seine schwere Krankheit im Dezember 1669, über seine Reisen, seine Bauten etc. erzählt, bietet mannigfaltiges Interesse, doch dürfte schon das Dargebotene zur Genüge beweisen, dass wir hier eine Quelle ersten Ranges zur Geschichte des Kaisers, den sie uns menschlich näher bringt als irgend eine andre, vor uns haben. Benützt sind

aus der ganzen Korrespondenz bisher nur ein paar Stellen in Mailath's österreichischer Geschichte.¹⁾ Es wäre daher gewiss wünschenswert, dass die Briefe — womöglich vollständig — durch den Druck der Forschung leichter zugänglich gemacht werden möchten.

1) Ueber den ungarischen Aufstand bei Mailath, IV, 95; über die angebliche Vergiftung des Kaisers im Frühjahr 1670, IV, 121.

Herr von Oefele hielt einen Vortrag:

„Urkundliches zur Genealogie der Herzogin
Judith von Bayern.“

Derselbe wird anderwärts gedruckt werden.
